

SARA PARETSKY

FROMME
WÜNSCHE

KRIMINALROMAN

PIPER

Lächelnd bemerkte Pelly, daß Rosa in seinen Augen nicht gerade zu den hilflosen Frauen zählte. Ich mußte grinsen. »Bestimmt nicht, Pater. Aber sie ist auch nicht mehr die Jüngste. Wie dem auch sei – sie befürchtet, daß sie möglicherweise nicht mehr hier arbeiten kann.« Ich biß in meinen Käsetoast.

Jablonski erwiderte: »Hoffentlich weiß sie, daß Augustin und ich bis zur endgültigen Klärung der Angelegenheit ebenfalls keinen Zugang zu den Büchern haben. Sie steht also nicht allein da.«

»Vielleicht könnten Sie mal bei ihr anrufen. Das gibt ihr sicher Auftrieb ... Sie wissen bestimmt, daß sie keinen großen Freundeskreis hat. Unser Kloster war sozusagen der Mittelpunkt ihres Lebens.«

Pelly fand den Vorschlag vernünftig. »Ich wußte gar nicht, daß sie außer ihrem Sohn noch Familie hat. Von Ihnen oder irgendwelchen polnischen Verwandten hat sie nie gesprochen, Miss Warshawski.«

»Mit Verwandtschaftsverhältnissen werde ich mich nie auskennen. Hat sie tatsächlich polnische Verwandte, nur weil mein Vater Pole war? Oder glauben Sie etwa, daß ich mich als ihre Nichte ausbebe, um mich ins Kloster einzuschleichen?«

Jablonski lächelte spöttisch. »Jetzt, wo die Papiere weg sind, lohnt sich das gar nicht mehr. Es sei denn, Sie hätten insgeheim ein Faible für Mönche.«

Ich mußte lachen, doch Pelly blieb ernst. »Ich nehme doch an, Sie haben dem Prior Ihre Papiere gezeigt.«

»Dafür gab's keinen Grund. Er wollte mir ja keinen Auftrag erteilen. Natürlich habe ich meinen Detektivausweis bei mir, aber damit ist noch nicht bewiesen, daß ich Rosa Vignellis Nichte bin. Rufen Sie doch bei ihr an.«

Pelly hob beschwichtigend die Hand. »Mir geht's ja nur um das Kloster. Wir sind von der augenblicklichen Publicity alles andere als begeistert. Außerdem schadet sie unseren Studenten.« Mit einer Handbewegung wies er auf die eifrig lauschenden jungen Männer an unserem Tisch. »Selbst wenn

Sie die Nichte des Papstes wären, hätte ich etwas dagegen, daß Sie hier noch mehr Aufruhr verursachen.«

»Das sehe ich ein. Aber ich verstehe auch Rosas Standpunkt. Sie machen sich's sehr einfach mit ihr. Soll sie doch sehen, wo sie bleibt. Sie hat keine mächtige Organisation mit politischem Einfluß hinter sich wie Sie.«

Pelly sah mich eisig an. »Ich möchte dazu nicht Stellung nehmen, Miss Warshawski. Aber Sie spielen vermutlich auf die weitverbreitete Legende von der politischen Macht der katholischen Kirche an – auf den direkten Draht vom Vatikan zur Regierung der Vereinigten Staaten. Dafür ist mir jedes Wort zu schade.«

»Ich bin da anderer Ansicht. Wir könnten sogar sehr angeregt diskutieren. Zum Beispiel darüber, wie die Gemeindepfarrer bei Wahlen auf Stimmenfang gehen.«

Jablonski wandte sich mir zu. »Ich finde, es gehört zu den moralischen Verpflichtungen der Geistlichen, den Gliedern ihrer Gemeinde die geeigneten Kandidaten zu empfehlen.«

Ich spürte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg, doch ich lächelte verbindlich. »Nun, es gibt in den Steuergesetzen ganz eindeutige Bestimmungen hinsichtlich politischer Betätigung und Steuerfreiheit. Wenn Bischöfe und Priester für bestimmte Kandidaten Partei ergreifen, so begeben sie sich damit auf eine steuerliche Gratwanderung. Bis jetzt wollte sich nur noch kein Gericht mit der katholischen Kirche anlegen.«

Pelly wurde unter seiner Bräune rot vor Wut. »Ich habe den Eindruck, Sie wissen überhaupt nicht, wovon Sie reden. Vielleicht beschränken Sie Ihre Äußerungen lieber auf die Punkte, die Sie für den Prior klären sollen.«

»In Ordnung. Fangen wir gleich einmal mit dem Kloster an. Gibt es hier jemanden, der sich aus irgendeinem Grund fast fünf Millionen Dollar unter den Nagel reißen würde?«

»Nein«, erwiderte Pelly kurz. »Alle haben das Gelübde der Armut abgelegt.«

Geistesabwesend ließ ich mir von einem Bruder noch eine Tasse des kaum genießbaren dünnen Kaffees einschenken.

»Die Papiere sind vor zehn Jahren in Ihren Besitz gelangt. Jeder hätte sie an sich nehmen können, der hier ein und aus ging. Wechseln die Mönche hier häufig?«

»Eigentlich heißen sie Klosterbrüder«, fuhr Jablonski dazwischen.

»Mönche sind seßhaft, Brüder ziehen von Kloster zu Kloster. Was meinen Sie mit ›wechseln‹? Jedes Jahr verlassen verschiedene Studenten das Kloster – aus unterschiedlichen Gründen. Auch unter den Ordensleuten gibt es Zu- und Abgänge. Manche Lehrer kommen aus anderen Dominikanerklöstern zu uns oder wandern dorthin ab. Pater Pelly ist zum Beispiel gerade von einem sechsmonatigen Aufenthalt in Ciudad Isabella zurückgekehrt. Er hat in Panama studiert, und es zieht ihn immer wieder hin.«

Daher also die Bräune. »Wir können vermutlich alle ausschließen, die in andere Klöster übergewechselt sind. Aber was ist mit den jungen Männern, die während der letzten zehn Jahre aus dem Orden ausgetreten sind? Könnten Sie herausfinden, ob einer von ihnen jemals eine Erbschaft erwähnt hat?«

Pelly zuckte verächtlich die Achseln. »Ich denke schon – obwohl mir das gegen den Strich ginge. Wenn junge Leute dem Orden den Rücken kehren, dann tun sie es im allgemeinen nicht, weil sie das Luxusleben vermissen. Wir suchen unsere Novizen sehr sorgfältig aus. Ein potentieller Dieb würde uns wahrscheinlich auffallen.«

In diesem Augenblick trat Pater Carroll an den Tisch. Das Refektorium leerte sich langsam. Die Männer standen auf dem Gang in Grüppchen zusammen. Ein paar starrten mich an. Zu denen, die noch an unserem Tisch verweilten, sagte der Pater: »Sind nächste Woche nicht Prüfungen? Sie haben bestimmt noch zu arbeiten.« Ein wenig verlegen verabschiedeten sie sich.

»Wie kommen Sie voran?« fragte mich Carroll und nahm Platz.

Pelly runzelte die Stirn. »Wir haben uns ein paar wüste Anschuldigungen gegen die Kirche anhören müssen, insbesondere einen heftigen Angriff gegen die jungen Männer, die im letzten Jahrzehnt ausgeschieden sind. Nicht unbedingt das, was man von einer guten Katholikin erwarten würde.«

Ich hob protestierend die Hand. »Pater Pelly, ich bin gar nicht katholisch ... Ja, wir treten auf der Stelle. Ich muß mit Derek Hatfield reden. Mal sehen, ob er mir verrät, wo das FBI den Hebel ansetzt. Sie müßten feststellen, ob hier bei Ihnen jemand ein geheimes Konto hat. Einer von den Brüdern etwa, möglicherweise auch meine Tante. Wenn sie sich an den Papieren vergriffen hätte, dann sicher nicht, um sich zu bereichern. Sie lebt sehr sparsam. Aber vielleicht wollte sie mit dem Geld eine karitative Einrichtung unterstützen. Das wäre auch bei jedem von Ihnen denkbar.«

Rosa als heimliche Wohltäterin – das war eine Vorstellung, die mir gefiel, wenn auch nichts darauf hindeutete. Ich konnte mir kaum denken, daß sie sich überhaupt einer Sache mit so viel Selbstlosigkeit widmen konnte, um dafür zur Diebin zu werden.

»Pater Pelly, als Finanzbevollmächtigter wissen Sie vielleicht, ob die Papiere jemals auf ihre Echtheit überprüft worden sind. Falls das bei der Übergabe nicht geschehen ist, haben Sie sie unter Umständen bereits als Fälschungen übernommen.«

Pelly schüttelte den Kopf. »Das ist uns noch nie in den Sinn gekommen. Kann sein, daß wir zu weltfremd sind, um mit Aktien umzugehen, aber ich glaube, so etwas tut kein Mensch.«

Hier mußte ich ihm zustimmen. Ich stellte ihm und Jablonski noch einige Fragen, doch beide waren nicht besonders entgegenkommend. Pellys Antworten fielen sogar ausgesprochen frostig aus. Selbst Jablonski war das nicht entgangen.

»Weshalb sitzt du auf so einem hohen Roß, Gus? Gut, sie ist nicht katholisch. Das gilt auch für fünfundachtzig Prozent der Weltbevölkerung. Es sollte uns eher nachsichtig stimmen.«

Pelly warf ihm einen kühlen Blick zu, und Carroll mischte sich ein:
»Sparen Sie sich Ihre Kritik bis zum Kapitel auf, Stephen.«

Pelly erklärte: »Tut mir leid, Miss Warshawski. Ich wollte Sie nicht kränken. Aber ich mache mir große Sorgen wegen dieser Sache. Schließlich war ich während der vergangenen acht Jahre Finanzbevollmächtigter. Und aufgrund meiner Erfahrungen in Südamerika reagiere ich nun einmal besonders empfindlich auf Kritik an der Kirche und an ihrer Politik.«

Ich verstand nicht gleich. »Wieso das?«

Wieder schaltete sich Carroll ein. »Zwei unserer Priester wurden im letzten Frühjahr in El Salvador erschossen. Die Regierungstruppen nahmen an, daß sie Rebellen Unterschlupf gewährten.«

Ich schwieg. So wie ich die Sache sah, steckte die Kirche bis zum Hals in politischen Machenschaften – ob sie nun die Armen unterstützte, wie in El Salvador, oder die Regierung, wie in Spanien.

Jablonski ergriff das Wort. »Du weißt, daß du Unsinn redest, Gus. Dich regt nur auf, daß die Regierung anders denkt als du. Aber wenn deine Freunde zum Zuge kommen, hat das Kloster in San Tomás einflußreiche Verbündete.« Er wandte sich mir zu. »Das ist auch das Problem mit Leuten wie Gus und Ihnen, Miss Warshawski. Wenn sie die Kirche auf ihrer Seite haben – ob sie nun gegen den Rassismus angeht oder die Armut bekämpft –, dann ist alles in Butter. Aber sobald sie etwas unternimmt, was nicht mit ihrer Überzeugung in Einklang steht, dann heißt es, sie habe kein Recht zu politischer Betätigung.«

Carroll unterbrach ihn: »Ich glaube, wir schweifen zu sehr vom eigentlichen Thema ab. Außerdem entspricht es nicht gerade den Regeln der Höflichkeit, wenn wir einem Gast beim Essen eine Predigt halten.«

Er erhob sich, und wir alle mit ihm. Beim Hinausgehen sagte Jablonski zu mir: »Nicht böse sein, Miss Warshawski. Mir imponieren Leute, die ihre Meinung vertreten. Tut mir leid, falls ich Sie verletzt haben sollte.«